

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 12

Artikel: Glück am Wasser
Autor: Vetterli, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hühnern noch einmal zu nächtlicher Stunde einen Besuch abzustatten, würde es mir ein Vergnügen sein, Dir einige blaue Bohnen zwischen die Rippen zu schicken . . .!»

In Billys Seele schlich sich Groll. Was sich dieser Mensch dachte. Es war beleidigend. Es war eine Zumutung.

Billy ging zum Sheriff. Der las den Brief und kloppte Billy auf die Schulter.

«Das beste wird sein, alter Freund», sagte er, «du hörst mit dem Stehlen der Hühner auf!»

Billy verschlug es den Atem.

«Mir scheint, Sheriff», rief er, «Sie begreifen die Sache nicht! Ich bin bei Ihnen, damit Sie mir behilflich sind, den Schreiber des Briefes ausfindig zu machen . . .»

«Gegen den Brief ist nichts einzuwenden», sagte der Sheriff und lächelte hintergründig, «es sei denn — du hättest keine Hühner gestohlen . . .?»

Da winkte Billy hastig ab.

«Unsinn, Sheriff», sagte er, «natürlich stehle ich Hühner. Aber verstehen Sie denn nicht: wenn ich den Schreiber des Briefes nicht kenne, wie soll ich dann wissen . . . wessen Hühner ich aufhören soll zu stehlen?»

Eduard H. Steenken

MÄRZLICHE FEUER

*Feuer mit blauem Rauchhut
oder spitzen züngelnden Schnauzen
hinter den Hecken, nah den Primeln,
die sich abends wie Kücken ducken
ins klebrige Gras.
Ihr Duft weht ins Tal,
folgt dem Bach und
zerflattert hinter den Pappeln.
Feuer überm Sattel,
wo der Förster verdorbenes Holz
launisch zerbringt.
Wie schön diesen Rauchspuren
zu folgen, über das Dorf hinaus
zur Höhe und im Glast jungen
Tags auszublicken ins Land,
wo der Lenz seine grünen Teppiche
legt . . .*

Paul Vetterli

G L Ü C K A M W A S S E R

Einen kapitalen Hecht irgendwo auf Lauer zu sehen, bedeutet für den Angler ungefähr dasselbe wie der Rehbock für das Auge des Jägers — eine Faszination! Von dieser Verzauberung, deren Ausstrahlungen schon fühlbar sind, wenn ich in der Morgenfrühe nach Rute und Rucksack greife und nur noch die Idee des Beutefisches in meiner Vorstellung lebt, wird schliesslich alles ergriffen, was «im Felde» der Fischwaid liegt — Wasser und Landschaft, Wind und Wolken, Stein und Strauch und alles Getier in ihrem Bereich. Mit dem Vorhaben, zu angeln und damit in die Geheimnisse einer mit den Augen wenig zugänglichen Welt einzudringen, nehme ich, ähnlich wie der Jäger in unwegsamer Wildnis, an einem Spiele teil, an dem ich mich um so mehr ergötze, je grösser der Einsatz ist, den es von mir verlangt — auch wenn schliesslich doch dem Zufall bei der Begegnung mit dem Jagdobjekt die Hauptrolle zukommt.

So gestaltet sich jeder Wurf mit der elastischen Gerte und jeder Flug des Metallfisches zu einer leidenschaftlichen Anfrage an die Gunst des Schicksals — eine unermüdlich wiederholte Gebärde zur Herausforderung des Glücks. Auch darum ist Angeln ein so beglückender Sport, wobei mit solcher Bezeichnung leicht irrtümliche Vorstellungen geweckt werden können; denn nicht beweckt diese Tätigkeit als Ziel und Erfüllung irgendeine Spitzenleistung, einen Rekord nach Zahl oder Gewicht, vielmehr ist sie ihrem sportlichen Charakter gemäss einfach Wettkampf zwischen Mensch und Fisch. Der Phantasie und Initiative des Anglers bleibt es vorbehalten, diesen Wettkampf so glückhaft wie möglich zu gestalten, wobei der überlegene Partner, der Homo sapiens, als fairer Kämpfer dem Tier die Chancen gibt, die zu ehrlichem Spiel gehören und die Kräfteverteilung harmonisch erscheinen lassen.

Der Schleppangler im Motorboot mit seinem Aufwand an Utensilien nützt seine Ueberlegenheit aus, die weniger seinem Können als vielmehr seinem technischen Potential entspringt: Mechanik

und Materie arbeiten für ihn, Sein Zutun beschränkt sich auf das taktische Vorgehen bei der Wahl der Köder und der Tiefe, in der sie geschleikt werden, und schliesslich auf den Drill. Bei solcher Praxis kommt die sportliche Tätigkeit zu kurz. Das Fischen aber mit der Wurfrute verlangt physische Leistung, Fingerspitzengefühl und Konzentration. Darum ziehe ich es vor.

Zischend sausen Löffel und Schnur durch die Luft. Wie ein Hauch legt sich der silbrig schimmernde Nylonfaden auf die glitzernde Fläche ...

(Aus dem Buch: «Von Jagden und vom Jagen», Verlag Paul Paray, Hamburg.)

R. Caltfen

D E R H E I L I G E

Wenn ich weisse Schuhe trage und in der Hängematte liege, freut sich Antonio über mich. Dann singt er.

Wenn ich mich aber in mein Zimmer verkrieche und lese und schreibe, ärgert sich Antonio über mich.

Antonio wird sich heute noch viel über mich ärgern müssen. Ich habe ein dickes Buch über portugiesische Geschichte bekommen, das ich mir schon lange wünschte. Ich weiss ja, wie fesselnd die Geschichte dieses Landes in ihren grossen Zusammenhängen ist und wie reizvoll in ihren kleinen Geschehnissen. Ich sitze in meinem Sessel und suche mir ein paar Rosinen aus dem Buch heraus:

«... es war Ende des Jahres 1861. Im Palacio das Necessidades, der damaligen königlichen Residenz, war der tote König Pedro V. aufgebahrt. Im gleichen Schlosse lagen seine beiden Brüder Fernão und Joáo, schwerkrank darnieder. Sie waren kurz nach dem König erkrankt, und nach der Mei-

nung der Aerzte am gleichen Typhusfieber, dem der König erlegen war. Wenige Tage später starb Fernão, und am ersten Weihnachtstage lag auch Infant Joáo im Sterben. Da entsandte der Rat von Lissabon eine Abordnung an den jungen König Luiz I. und flehte ihn an, den Sterbepalast zu verlassen. Der junge König siedelte noch in der gleichen Nacht nach Cascaes um, wobei ihn Tausende von Menschen mit Fackeln begleiteten. Er nahm Wohnsitz in einer aus dem elften Jahrhundert stammenden, weit ins Meer vorspringenden ...»

Ich hörte es hinter mir räuspern. Antonio ist dabei, die Kerzen aus meinem Leuchter herauszu ziehen.

«Was soll denn das, Antonio?»

«Sie haben vergessen, mir Kerzen zu geben, Senhor.»

«Kerzen? Wofür?»

«Für die Kapelle! Aus allen Häusern waren sie schon in der Kirche!»

«In der Kirche?»

«Ja. Heute ist doch der Tag des Heiligen ...»

«Ach, Antonio, den kenne ich nicht.»

«So ist er Ihnen nicht heilig?»

Ich schwieg. Antonio steht eine Zeitlang wie versteinert da und grübelt. Dann geht er wortlos davon. Er tut mir leid. Ich aber schlage id Buche zurück und lese weiter:

«... im Jahre 1557 bestieg sein Enkelsohn, Don Sebastiao, den Thron. Er war den Jahren nach noch ein Jüngling. Dem Geist nach aber war er ein Mann voll Heldenmut und Tatendrang. Von Ehrgeiz besetzt, seinen grossen Vorfahren, König Manuel den Erfolgreichen, zu überflügeln. Darum zog er gegen den maurischen Kalifen. Mit einem mächtigen Heer setzte er nach Afrika über. Doch das Kriegsglück war ihm nicht hold. In der Schlacht bei Alkasserkebir verlor er 1578 sein ganzes Heer. Und er selbst war spurlos verschwunden. Viele Jahre später tauchte in Portugal ein Ritter auf, der behauptete, König Sebastiao zu sein. Er erzählte, dass er in jener Schlacht nicht getötet, sondern nur schwer verwundet und gefangen genommen worden sei. Die Mauren hätten seine Wunden ausgeheilt und ihn als Sklaven gehalten, bis es ihm schliesslich gelungen sei, zu entfliehen und die Heimat zu erreichen. Aber er fand keinen Glauben. Nur einige alte Freunde seiner Kindheit bekannten sich zu ihm und unterstützten seine Ansprüche auf den Thron. Ohne Erfolg. Die Gegenseite war stärker und liess ihn einkerkern. Kein Mensch hat je erfahren, wo und wann er geendet